

Maria kann jetzt lesen

Die Christliche Stiftung Diakonia in Rumänien unterstützt Roma

von Sarah Münch

Foto: Diakonia/Hladi



Kinder aus Roma-Familien brechen häufig die Schule ab. Die Ursachen dafür liegen häufig in den kräftezehrenden Lebensbedingungen. Doch ohne Schulabschluss stehen die Chancen schlecht, einmal ein besseres Leben führen zu können.

Schlechte Lebensbedingungen

Dass Maria (Name von der Redaktion geändert) einmal als Krankenpflegerin arbeiten würde, hätte sie lange Zeit selbst nicht für möglich gehalten. Bis vor wenigen Jahren konnte sie weder lesen noch schreiben. Dafür schämte sie sich so sehr, dass sie niemandem von ihrer Unfähigkeit erzählte. Heute misst sie ihren Patienten den Blutzucker, die Werte trägt sie dann in eine Tabelle ein. Maria gehört der Roma-Minderheit an. Sie lebt in Mera, einem Dorf in der Nähe von Klausenburg/Cluj in Rumänien. Mit ihren fehlenden Lesekenntnissen war sie damals nicht allein: Rund die Hälfte der erwachsenen Roma in Rumänien können nicht lesen und schreiben.

Wer Aussagen über Roma in Rumänien treffen möchte, sollte nicht in die Verallgemeinerungsfalle tappen. Zu unterschiedlich sind ihre Lebensbedingungen. Einige haben eine Anstellung, eine Wohnung und kommen, wie andere Bürger Rumäniens, mehr oder weniger gut über die Runden. Wer allerdings deutlich weniger als den rumänischen Durchschnittslohn von 450 Euro verdient, für den reicht es hinten und vorne nicht – ob Roma oder nicht. Am schwersten haben es Menschen, die gar keine Arbeit haben: Sie leben meist nur von dem geringen Kindergeld, von Sozialhilfe oder von gelegentlichen Einkünften.

Einige von ihnen sammeln Altmetall und verkaufen es. Andere sammeln Heidelbeeren oder Himbeeren im Wald und bieten diese auf dem Markt an. Ihre Familien müssen sich eine zugige Hütte mit einem einzigen Bett und einem kleinen Ofen teilen. Ein Großteil der Angehörigen der Roma-Minderheit in Rumänien lebt unter solchen Bedingungen. Für sie ist das tägliche Überleben eine ständige Herausforderung.

Ausgrenzung von Roma – europaweit

Unter solchen Bedingungen verwundert es weder, dass die Kinder häufig krank sind, noch, dass sie nicht regelmäßig in die Schule gehen können. Tatsächlich besucht nur die Hälfte der zehnjährigen Romakinder eine Schule. Trotz offizieller Gleichbehandlung werden sie häufig getrennt von den anderen Kindern unterrichtet. Das mag auch durch die verbreiteten Vorurteile gegenüber Roma bedingt sein: Je höher die Bildung und der Lebensstandard, desto mehr grenzen sich viele Rumänen von Roma ab, so eine Studie. „Țiganu-i țigan“, ist ein häufig gehörter Ausspruch – „Zigeuner bleibt Zigeuner“. Die hartnäckigen Vorurteile und Zuschreibungen treffen auch Roma, die unauffällig als Teil der Mehrheitsgesellschaft leben.

Ilona Veres ist Sozialpädagogin in der Diakonie in Mera, dem Dorf, in dem auch Maria lebt. Ursprünglich kommt Ilona Veres aus Irland, nach Rumänien gelangte sie durch ihre Heirat mit einem Ungarn. Sie kennt die Ablehnung gegenüber Roma auch aus dem Westen: „In Frankreich sind Roma deportiert worden, in Spanien leben viele von ihnen in Ghettos und in meinem Heimatland Irland werden ihre Häuser mit Benzin angezündet.“ Für sie als Christin ist dies inakzeptabel: „Die Gemeinschaft mit Christus soll anders sein! Wir sollen lieben, unsere Nächsten akzeptieren und den jeweils anderen als ‚von Gott gebracht‘ ansehen.“

Perspektiven für Analphabetinnen

Erfahrungen zeigen, dass der Schlüssel für ein besseres Leben in einer besseren Bildung liegt. Wer lesen und schreiben kann und einen Schulabschluss hat, findet leichter eine Arbeit. „Wer lesen kann, gehört dazu“, bringt es ein rumänisches Sprichwort auf den Punkt. Ziel der „Christlichen Stiftung Diakonia“, des Hilfswerkes der Reformierten Kirche in Rumänien, ist es daher, Schulabbrüche zu verhindern.

Diese kommen besonders häufig bei Kindern aus sozial schwachen Familien vor. Die Kinder bekommen zu Hause selten Hilfe bei den Hausaufgaben, leben in Enge, Kälte und Schmutz. Sie haben weniger Erfolge in der Schule und dadurch eine geringere Motivation und ein geringeres Selbstwertgefühl – ein Teufelskreis. Im Haus der Diakonie in Mera bekommen die Kinder deshalb nachmittags Unterstützung bei den Hausaufgaben, lernen sich zu konzentrieren und erfahren in Gruppenaktivitäten Bestätigung. Die Erfolge seit dem Beginn des Programms in Mera im Jahr 2001 haben die Diakonie veranlasst, die Arbeit mit benachteiligten Kindern nach und nach auf 25 weitere Ortschaften auszudehnen. Insgesamt werden momentan 900 Kinder unterstützt.

Ziel: Schulabbrüche verhindern

Das Problem des Schulabbruchs betrifft Mädchen stärker als Jungen. Analphabetismus ist deshalb unter Frauen stärker verbreitet. Sechs von zehn Romnja, also Roma-Frauen, in Rumänien können nicht lesen und schreiben. Das bedeutet, dass sie beispielsweise keinen Führerschein machen, keine Bewerbungen schreiben oder Anträge ausfüllen können. Doch nicht nur das: Sie können auch die Briefe ihrer Kinder aus der Schule nicht verstehen.

Hinzu kommt die Scham. Maria, eine Frau aus Mera, hielt ihr „Defizit“ lange Zeit geheim, selbst vor ihren Kindern. Als ihr

erster Sohn in die Schule kam, wusste sie nicht mehr weiter: „Wie sollte ich ihm sagen, dass ich ihm bei seinen Hausaufgaben nicht helfen kann? Wie sollte ich ihm erklären, dass ich in meiner Muttersprache nicht lesen und schreiben kann?“ Maria heiratete sehr jung und bekam ihr erstes Kind im Alter von 15 Jahren.

Um den Kindern eine bessere Zukunft zu eröffnen, ist das Umfeld der Kinder entscheidend. Deshalb arbeitet die Christliche Stiftung Diakonie auch mit den Eltern der Kinder und bietet beispielsweise Alphabetisierungskurse für Erwachsene an. Mit 21 Jahren meldete sich Maria zu einem solchen Kurs an. Sie fühlte sich wohl in der Gruppe. Die Teilnehmenden unterstützten sich gegenseitig und tauschten sich auch über Alltagsdinge aus.

Dennoch war das Lernen anstrengend. Häufig kam Maria in brütender Sommerhitze vom Schafehüten zur Kursstunde gelaufen. Jeden Tag, wenn ihr jüngstes Kind Mittagsschlaf machte, übte sie in der Küche mit ihren Heften, bis sie das Lesen fließend beherrschte. Sie hielt bis zum Ende des Kurses durch. „Wenn ich nicht gelernt hätte, zu lesen und zu schreiben, hätte ich nie das Vertrauen gehabt, mich auf die Stelle als Hauskrankenpflegerin zu bewerben und diese Verantwortung zu übernehmen. Ich bin selbstbewusster geworden und kann jetzt mit meiner Arbeit sogar meine Familie ernähren.“

Das GAW unterstützt die Arbeit der Christlichen Stiftung Diakonia mit Angehörigen der Roma-Minderheit in Mera im Rahmen des Fonds „Gemeinsam Kirche sein“ im Projektkatalog 2018. Damit sollen die pädagogische Betreuung der Kinder und das regelmäßige gemeinsame Mittagessen sichergestellt werden. Dies ist oft die einzige vollwertige Mahlzeit, die die Kinder am Tag bekommen.



Foto: Diakonia/Hladi

Straße auf dem Romahügel



Foto: Diakonia/Hladi

Das Haus der Diakonie in Mera